

Provinz 2001

Erschienen in: Die Aktion, Heft 203, Juni 2002

Was Provinz und mit ihr Provinzialität ist, erkennt man wahrscheinlich noch am ehesten, wenn man nicht von außen auf die Provinz selbst schaut, sondern mit der Provinz zusammen nach draußen auf die große weite Welt der internationalen Städte und Metropolen.

30 Jahre Carole Kings Album Tapestry, zum Beispiel. Eine gute Gelegenheit für Volker Rebell im ersten Programm des Hessischen Rundfunks das Jubiläum "30 Jahre Falschaussprechen von Tapestry" (er spricht es wie "tape - estry") zu feiern. Rebell spricht von Woman Power und bevor er noch dazu kommt, in seiner unnachahmlichen Mischung aus Pastor und engagiertem Musiklehrer die eigens von ihm ins Deutsche hinübergereimten Texte vorzulesen, schalte ich ab.

"Wenn du fertig und betrübt bist, und du brauchst etwas Liebe und Fürsorge, und nichts, aber auch gar nichts will dir gelingen..." Ich frage mich, wie alt Volker Rebell ist. Wahrscheinlich erst um die fünfzig. Trotzdem kenne ich seine Stimme schon seit dreißig Jahren. Anfang der Siebziger versuchte er sich noch manchmal selbst als Musiker und Sänger, aber das ist lange her. Ein lieber Mensch und Softi, aber eben provinziell, mit seinem Blick auf die Welt des Pop und Rock.

Wahrscheinlich heißt provinziell sein, anders sein zu wollen als man ist. Demnach wäre Frankfurt zum Beispiel provinziell. Denn Frankfurt will, zumindest seit ich es kenne, immer anders sein als es seine natürlichen Anlagen hergeben.

Volker Rebell ist ein altes Gestein, das noch einen gewissen Ehrenkodex besitzt. Die neuen Moderatorinnen, die sich mit ihm den Sendeplatz teilen, gehen die Sache da ganz anders an. Wenn eine von ihnen zum Beispiel in einem Interview mit der Gruppe Travis etwas nicht versteht, geht sie in provinzieller Selbstüberschätzung einfach davon aus, daß es keinem ihrer Zuhörer, die ja noch nicht einmal ein Bild zum Ton haben, besser ergeht und dichtet lustig drauf los.

"Das ist wirklich lustig, die Jungens erzählen mir gerade wie sie auf den Titel 'Why does it always rain on me' kamen. Sie waren da nämlich in Israel, und als es selbst dort geregnet hat, dachten sie: Mensch, irgendwas stimmt doch da nicht." Ja, könnte man sagen. Tatsächlich erzählt der Sänger, daß sie in Israel den Regen ihrer schottischen Heimat vermißt haben. Bagatellen. Genau wie die Tatsache, daß nach der Ausstrahlung des am Mittag aufgezeichneten Interviews auch noch zwei Karten verlost werden, allerdings für ein Konzert, das zum Zeitpunkt der Auslobung schon angefangen hat. Auch so etwas

kommt eben vor. Scheiße passiert, wie Volker Rebell sagen würde. Schwamm drüber. Das muß mit Provinz gar nichts zu tun haben.

Wenn ich gesagt habe, das Frankfurt provinziell ist, weil es mehr sein will als es ist, dann müßte in einem Umkehrschluß Offenbach nicht provinziell sein, denn Offenbach will immer noch weniger sein als es ohnehin schon darstellt. Doch so einfach geht es dann eben doch nicht. In Offenbach herrscht nur eine andere Form des Provinzialismus: Man weiß hier oft gar nicht, was Provinz überhaupt sein soll. Man hält sich für den Mittelpunkt der Erde, oder Hessens, oder eben Offenbachs, was für viele Offenbacher auf dasselbe herauskommt. Gerhard Zwerenz ist zum Beispiel ein berühmter Offenbacher, und ich finde, er ist es zurecht. Zerrissen wie die Stadt. Nicht aus ihr gebürtig. Irgendwo zwischen Konsalik und linkem Engagement angesiedelt. Und keiner weiß, ob er tatsächlich immer noch lebt.

Provinzialität lebt von einer gewissen Widersprüchlichkeit, die zum Beispiel darin besteht, daß man den Auftritt von Guru Guru auf dem Finkenbach Festival im Odenwald nur als Japan Import bekommt. Das heißt die Mitteldeutsche Provinz ist in Japan selbstverständlich genau so wenig provinziell wie die mitteljapanische für uns. Standortbestimmung changieren und verändern sich beim kleinsten Schritt über eine Grenze. Provinziell jedoch bleibt, daß die CD aus Japan hierher zurückkommen muß und im Offenbacher Saturn eine Stange Geld kostet. Das Offenbach überhaupt einen Saturn hat, ist wahrscheinlich als Fortschritt zu werten. Jetzt muß ich nicht über die Kaiserlei nach Bornheim in die Berger. Dafür darf ich auf einer engen Rolltreppe an den um rosa ausgezeichneten Sonderposten der Firma Adler gescharten Rentnercliquen vorbei, denn der Saturn befindet sich im dritten Stock des ehemaligen und jetzt frisch ausgebeinten Karstadt.

Umgekehrt kann ich in jedem heruntergekommenen Offenbacher Supermarkt mit einem Mal Steely Dan und Grateful Dead hören. Das soll großstädtisch wirken, ist aber wiederum ebenso provinziell, weil ein Gefühl des ungezwungenen und reuelosen Konsums suggeriert wird, das sich spätestens beim Warenangebot in den Regalen und der Schlange an der schmalen Kasse als nicht einlösbar erweist.

Zu diesem Lebensgefühl gehört das Einrichten von Passagen und Flaniermeilen. Wozu? Nur weil es das angeblich auf der ganzen Welt gibt? In Offenbach wird nicht flaniert und auch nicht passiert. Also passiert immer dasselbe: diese Orte veröden und werden von denen bevölkert, die sie als einzige nutzen können, also von Rentnern, Obdach- und /oder Arbeitslosen, Kindern und Jugendlichen. Aber für die sind diese Orte nicht gemacht. Warum eigentlich nicht? Weil es zur Provinzialität gehört, die eigenen Bedürfnisse und Möglichkeiten nicht erkennen zu können. Im Gegenteil. Das einzige Hallenbad, die einzige Sauna, um nur wenig zu nennen, werden ersatzlos geschlossen. An

derselben Stelle entsteht ein Hotel der Luxusklasse, nebendran eine kleine Ladenzeile mit Bistros und Herrenausstattern. Auf dem Papier oder im Kleinmaßstabmodell sieht das alles schnucklig und nach gehobener Lebensqualität riechend aus. Eine Lebensqualität, die es tatsächlich natürlich nicht gibt, was einem bei anderer Gelegenheit durchaus wieder einfällt, wenn etwa von der Landesregierung unter der Hand mitgeteilt wird, daß die zusätzlich geplante Anflugstrecke über Offenbach die Bevölkerung dort, wegen des hohen Ausländeranteils, schon nicht weiter stören wird; und wenn auf dem Weg von Offenbach zum Flughafen nicht noch der Frankfurter Golfplatz läge, wäre diese Lösung auch schon längst durch.

In einer verzweifelten Bemühung, den Bürgern noch mehr Lärm schmackhaft zu machen, werden auf Großplakaten Menschen abgelichtet, die für Geld alles machen würden. "Unser Flughafen muß wachsen", verkünden sie. Oder noch besser: "Der Flughafen schafft Arbeitsplätze." Da bin ich mir ganz sicher: Ohrenärzte und Spezialisten für Stresskrankheiten werden in naher Zukunft die Wartezimmer gerammelt voll haben, falls die Krankenkassen nicht noch in letzter Minute die Zuzahlungen zu umweltbedingten Erkrankungen streichen. Aber zurück in die neu eröffnete Genußwelt neben dem Büsingpalais. Das Hotel ist permanent unterbelegt, die Herrenausstatter lehnen eine Weile in den Türen ihrer leeren Geschäfte und verschwinden dann wieder irgendwo im Orkus des Einzelhandels. Dann stehen die Läden leer. Der einzige, der etwas verdient und bleibt, ist der Copy Shop, der auch T - Shirts und Tassen mit dem eigenen Foto bedruckt. Weniger Meter entfernt führt die Durchgangsstraße vorbei. Man hat eigens ein paar Bäume fällen lassen, um den Blick auf das Hotel, sowie natürlich das neurenovierte Palais, vor dem sich am Samstagvormittag Brautpaare ablichten lassen, freizugeben. Vielleicht fühlen sich die auf dem Weg dahinzuckelnden Pendler ja angelockt. Diese Durchgangsstraße heißt Berliner Straße. Zu recht, denn wer Offenbach durchquert, möchte mindestens bis dorthin entkommen.

Berlin ist zum großen Gegenentwurf geworden was Provinzialität angeht. Dort passiert es. Dort tankt man auf. Dort pulsiert das Leben. Also zieht jeder, der einigermaßen bindungslos ist, nach Berlin, was die Vermutung nahelegt, daß Berlin notgedrungen immer provinzieller werden muß. Wer soll denn am Ende die aus brüllendem Lebens - und Inspirationshunger Angereisten alle bedienen? Und vor allem: hat diese verzweifelte Flucht überhaupt noch einen Sinn? Früher mag es ja vielleicht noch geholfen haben, da konnte man in der Ferne den Hessischen Rundfunk nicht mehr empfangen, aber heute, mit Schüssel, Kabel, Internet und SMS, heute gibt es einfach kein Entkommen mehr vor und aus der Provinz. Die Provinz wird international. Und am Schluß, wenn ich daran erinnern darf, wohnt man ohnehin nur in einem Viertel, einer Straße, einem Haus, einer Wohnung und schaut am Morgen in einem ovalen Spiegel sein auf-

gedunsenes Gesicht an: Ja, diese Hauptstadt fordert einem schon ganz schön was ab.

Auf der Berlinerstraße in Offenbach kommt man gerade mal bis nach Rumpenheim. Dort kann man im Schloßpark friedlich unter Kastanienbäumen liegen und lesen. Und das sind doch die guten Seiten der Abgeschiedenheit vom Lärm und Treiben der Großstadt. Anschließend noch ein Stück gedeckten Apfelkuchen bei dem guten Rumpenheimer Bäcker und dann mit dem Rad am Main zurück. Kähne tuckern, Menschen winken, der Tobias kommt einem entgegen, er hat eine kurze Pause eingelegt und sich in Bürgel gerade eine Saftpresse gekauft. Später geht er ins Yoga. Das Leben ist nun einmal genau so, wenn es gut ist.

Nach außen gibt das allerdings nicht viel her. Welt wird so nicht bewegt. Das Pulver so nicht erfunden. Da muß man schon ein Musicaltheater haben, so wie in Hamburg, und dann für zehn Jahre Tommy spielen wollen. Ist das klug, so etwas von vornherein zu verkünden: Zehn Jahre Tommy? Selbst die, die das sehen wollen, denken nur "Da hab ich ja erstmal Zeit" und wenden sich aktuelleren Ereignissen zu. Aber man war einfach so stolz in Offenbach, daß man es auch geschafft hatte: Ein Dauermusical - ganz wie am Broadway. Gleich wurden am Kaiserleikreisel Schilder aufgestellt, auf denen stand: Zum Musicaltheater. Darunter war ein Pfeil. Niemand sollte hier mehr in die Irre gehen. Und wie hob diese Inschrift und dieser Pfeil das Selbstwertgefühl, wenn man von der Autobahn kommend in diesen etwas unschlüssig bebauten Anfang der Stadt einfuhr.

Natürlich hoffte das unterbelegte Hotel, das den Fluch des unter ihm begrabenen Hallenbadgeistes langsam zu spüren bekam, daß vielleicht Menschen von außerhalb anreisen würden, um im Musicaltheater Tommy zu sehen und dann anschließend bei ihnen zu nächtigen. Man bot ein Tommywochenende an. Warum aber fragte man sich die ganze Zeit nicht das Naheliegendste: Wer um alles in der Welt soll nach Offenbach kommen, um nach dem zweifelhaften Genuß, Pinball Wizard einmal mit Timbre vorgesungen bekommen zu haben, auf die Goethestraße zu treten und in die dunkle Toreinfahrt einer Judoschule zu schauen? Wo geht man hier jetzt noch hin? Ja wohin? Am besten gleich auf direktem Weg ins Hotel, Decke über die Ohren und erst mal schlafen auf den Schreck. Morgen früh im gleißenden Licht sieht es dann nämlich noch trostloser aus. Das Hotel selbst mag ja nach allen Regeln der Kunst herausgemacht sein, aber das sieht man nun einmal nicht, wenn man sich drinnen befindet. Stattdessen schaut man auf den zerrupften Rasen und die Alkoholkranken, die dort mit ihren Vierbeinern noch etwas unbeholfen versuchen, die neue strenge Anleinplicht in die Praxis umzusetzen.

Wer den Büsingpark nicht kennt, kann es sich einfach nicht vorstellen, und ich kann es auch nur schlecht in Worte fassen. Auf solche Grünflächen treten nor-

malerweise nur Science Fiction Helden in einer dem Erdboden gleichgemachten Welt. Dann laufen sie über die dick verrußten Gräser, sehen abgebrochene Zweige, tote Tauben, ausgehöhlte Bäume und erinnern sich unter ihrem Schutzhelm mit Tränen, wie schön Natur doch einmal war. Aber was hat der Mensch daraus gemacht...

Wir dürfen das alles heute schon erleben. Und mit uns die Bucher des Tommy Wochenendes im Hotel Unbelegt. Wenn man in Offenbach auf etwas von vornherein bereit gewesen war zu verzichten, dann war das eben Mundpropaganda. Mit einem Zweitbesuch rechnete selbst hier niemand ernsthaft. Doch die Rechnung ging nicht auf. Kaum ein Jahr war vergangen, da standen die Sänger und Mitarbeiter des Tommy Musical in gelben Tommy T - Shirts vor dem damals noch existierenden Karstadt in dem, was in Offenbach Fußgängerzone heißt und verteilten gelbe Zettel, auf denen von Sonderpreisen die Rede war. Wie gesagt: one down - nine to go. Allerdings erbarmte man sich nach einem weiteren Jahr und schloß Tür und Bilanzen. Jetzt finden ab und zu wieder Discos dort statt.

Geht man jedoch an einem ruhigen Abend die Goethestraße entlang, dann kann man dort bei genauem Hinhören noch ein dünnes Stimmchen vernehmen, das aus dem Mauerwerk dringt: "See me, feel me, touch me, heal me." Das könnte auch gut im Offenbacher Wappen stehen. Natürlich in Latein, damit es keiner versteht. Darüber das Wahrzeichen der Stadt, der Offenbacher Tommy, taub, stumm und blind. Die drei Affen auf einen Nenner gebracht.

Aber man läßt Offenbach einfach nicht in Ruhe. Eine Stadt, die nichts darstellt, die nichts ist und einfach nichts werden will. Eben so wie Frankfurt, nur eben in klein und ohne Banken. Obwohl die Sparkasse ja mittlerweile aus ihrem dunklen Flachbau in ein wunderschönes Tortenstück, ebenfalls an der Berliner Straße gelegen, umgezogen ist. Fast glaubt man sich in Frankfurt vor dem Museum für Moderne Kunst. Und hier in Offenbach das ist auch wirklich Kunst, was da innendrin zu sehen ist. Allein diese unübersichtlich angeordneten runden Tische, die die spießigen Schalter ersetzen und zwischen denen die Menschen herumirren, weil sie nicht mehr wissen, wo sie sich anstellen sollen.

Alle sind bemüht, Offenbach ins rechte Licht zu rücken. Vorneweg der Hessische Rundfunk, der Offenbach lange genug stiefmütterlich behandelte und überhaupt nur in Zusammenhang mit seinen computersimulierten Wettertiefflügen über dem Hessenland kannte. Jetzt aber, wo man vor dem Kaufhof sogar kleine Hocker auf der Straße angebracht hat, die in serifenloser Letternform das Wort PAUSE buchstabieren, sollte Offenbach sogar seinen eigenen Krimi bekommen. Und gleich einen Sonntagabendkrimi. Einen Polizeiruf 110.

Um es von vornherein richtig zu machen, und die tatsächlich stattfindende Flucht in die Bundeshauptstadt wenigstens virtuell umzukehren, engagierte

man für die erste Folge, neben Kommissaren aus den neuen Bundesländern, gleich zwei Berliner Größen der Filmbranche: Martin Semmelrogge und Cornelia Froboess.

Martin Semmelrogge nahm die ihm auf den Leib geschriebene Rolle eines Kneipiers ein. Leider versuchte er sein ohnehin nicht gerade unaufdringliches Idiom noch mit dem zu durchsetzen, was er selbst für Hessisch hielt, was zur Folge hatte, daß er Satzfragmente durch das Lokal quäkte, die so klangen als sei bei einem Shaolin Film die Synchronspur ausgefallen. In der nächsten Folge fehlte diese unterhaltsame Einlage dann schon. Wahrscheinlich hatte Semmelrogge irgendeinen Sozialdienst abzuleisten und stand für den Dreh nicht mehr zur Verfügung. Man spann seine Rolle noch unbeholfen weiter, indem man bezeichnenderweise behauptete, er sei im Knast, und ließ ihn in den weiteren Folgen einfach ganz unter den Tisch gleiten.

Cornelia Froboess spielte die Besitzerin eines Kiosks. Als gäbe es in ganz Offenbach nicht an jeder Ecke einen Kiosk, suchte man sich ausgerechnet den an unserer Ecke aus. Die Straße wurde abgesperrt und es gab sogar einen Nachtdreh mit Scheinwerfern, die unsere Schlafzimmer gleich mit-ausleuchteten. Der Kiosk wurde natürlich umgemodelt. Als erstes entfernte man die Stammkunden, die hier gewöhnlicherweise von sieben morgens bis abends zehn stehen und die Tragfähigkeit ihrer alkoholgeschmierten Stimmen ausprobieren. Wie man das geschafft hat, bleibt mir ein Rätsel, aber vielleicht hat man es ja auch gar nicht geschafft, und mußte deshalb auf den Nachtdreh umsteigen. Wie dem auch sei. Cornelia Froboess bekam ein schönes Schild mit ihrem Namen aufs Dach gesetzt. Schon das ist in Offenbach höchst unwahrscheinlich. Ich meine mich an einen einzigen Kiosk zu erinnern, am Ende der Feldstraße, der tatsächlich einen Namen besitzt; im allgemeinen jedoch ist für so etwas kein Geld da. Die Wasserhäuschen (*lucus a non lucendo*) heißen in Mittelhessen einfach Trinkhalle. Und das steht dann auch genau so oben dran. Dann gibt es natürlich auch keinen Espresso und frische Croissants, wie sie Frau Froboess für den Kommissar bereithielt, sondern eben Bier und etwas, das Heiße Hexe heißt und in eine Mikrowelle geschoben werden kann.

Außerdem hingen in der Fernsehfassung des Kiosks Zeitungen. Frankfurter Allgemeine, Rundschau, Die Zeit. Auch nicht glaubhaft. Bild Zeitung und Inse-
rat, Zeitung für kostenlose Kleinanzeigen, das ist das höchste der Gefühle. Wer Engagement zeigt, hängt sich noch Hürriyet hin.

Aber mit diesen Zeitungen im Film, da hatte es ohnehin eine ganz besondere Bewandnis. Hier brachten die pfiffigen Macher ihr ganzes kritisches Potential ins Spiel, denn obwohl der Kommissar im Film an drei verschiedenen Tagen Cornelia Froboess aufsuchte, hingen da immer dieselben Zeitungen mit denselben Schlagzeilen. Provinzkritik der ganz versteckten Art. Offenbach die Stadt ohne Zeit. Ein tatsächlich existierendes Phänomen übrigens, das man

sehr schön an den S - Bahnstationen beobachten kann. Dort zeigen die vier Uhren an dem Würfel am Eingang generell vier verschiedene Zeiten. Zeigen einmal alle vier dieselbe Zeit, kann man davon ausgehen, daß die Uhr steht. Lustig, Ortsfremden dabei zuzusehen, wie sie mit dem Blick auf eine der Uhren zum Zug hetzen.

Nachdem längere Zeit keine Übetragungswagen des Hessischen Rundfunks mehr in unserer Straße waren, dachte ich schon, die Serie sei wieder eingestellt. Doch so schnell läßt man das unterentwickelte Offenbach schon nicht im Stich. Kaum war das Jahr 2001 einen Monat alt, da flimmerte auch schon eine neue Folge mit dem Titel: "Bis unter die Haut" über den Bildschirm. In der Fernsehzeitung stand etwas von einem Mord im Ledermuseum, da war der Titel natürlich gekonnt gewählt, denn Leder ist ja gewissermaßen eine Art Haut, gegerbt meines Wissens.

Als erstes fiel mir auf, daß das Bild einer bekannten Offenbacher Straße (natürlich Berliner) in Chamois und leicht koloriert, fast wie von Hand, daherkam. Durchaus angenehm für das Auge. Außerdem ein Farbton, der in der Filmsprache als Kennzeichnung von Rückblenden oder Traumsequenzen längst etabliert ist. Doch diese Koloration veränderte sich nicht. Sie blieb, egal wo wir uns befanden, und bis zum bitteren Ende. Entweder man hatte beim Dreh das Material versaut, so daß man einfach irgendetwas damit anstellen mußte, um es sendefähig zu machen, oder dieser Effekt hatte den Machern einfach so gut gefallen, daß sie dem Zuschauer die Möglichkeit geben wollten, sich einmal richtig satt daran zu sehen. Wenn man das Bild schon verfremdet, muß man natürlich mit dem Ton auch etwas anfangen. Hier entschied man sich für einen Klang, als würden sämtliche Mitspieler in das Abflußrohr einer Zahnarztpraxis hineinrufen wie seinerzeit der selige Chopper.

Warum da eine Leiche im Ledermuseum lag, oder um was es überhaupt ging, habe ich schon wieder vergessen, falls ich es überhaupt je wußte. Es waren ein paar willkürliche Aneinanderreihungen von Versatzstücken: Anabolika, Domina, Fitnessstudio, Homosexualität. Die Domina hatte in ihrer Wohnung Glaskästen mit Schmetterlingen hängen. Die Kamera fängt sie anfänglich nur kurz im Hintergrund ein, und ich denke noch: Wie nett. Aber dann steht der Kommissar auf und geht zu den Kästen hin, und dann stehen er und die Domina bedeutungsschwanger davor. Dann träumt der Kommissar auch noch von Schmetterlingen und selbst in dem Schaukasten am Aliceplatz hängen mit einem Mal Schmetterlinge zwischen den Dessous. Am Schluß werden die Kästen dann auch noch zerschossen. Die armen aufgespießten Dinger gelangen nicht in Freiheit, sondern taumeln zwischen Glassplittern auf den harten Boden der Offenbacher Realität zurück.

Es ist eben einmal so, je mehr man etwas verdrängt, so wie zum Beispiel das Gefühl provinziell zu sein, es aber aus irgendeinem Grund nicht sein

zu dürfen, desto mehr muß man es in allem, was man sagt und darstellt thematisieren. "Ich bin ein taubstummer, blinder Schmetterling, der sich wandeln möchte. Sieh mich, fühl mich, befrei mich aus meiner Verpuppung, heile mich." Das ist die Quintessenz des provinziellen Kitsches, der sich ignorant weltoffen gebiert, um an seiner Unfähigkeit, wenigstens ansatzweise er selbst zu sein, immer wieder aufs Neue zu Grunde geht. Dabei sind die Unterschiede fließend und im Grunde marginal.

In der Offenbacher Stadtbücherei haben die emsigen Angestellten alle Romane mit einem knappen Dutzend kleiner Kategorieaufkleber versehen. Da werden dann zum Beispiel Madame Bovary und Nancy Mitford Romane unter dem Begriff "Ehe" vereinigt, während die Krebsstation unter das Messer des Oberbegriffs "Arzt" gerät.

In der Frankfurter Stadtbücherei fehlen solche Lesehilfen. Stattdessen entdecke ich einen grünen Punkt auf dem Rücken von Finnegans Wake. "Was hat eigentlich dieser Punkt zu bedeuten?" frage ich die Bibliothekarin.

"Der grüne Punkt bedeutet 'leichte Lektüre'."

Wie würde Volker Rebell sagen: "Mein Leben ist eine Tapete von reichen und königlichen Farbtönen." Dreißig Jahre Tapete, zweitausendundein Jahr Provinz. Bedroht vom engen Korsett der eigenen Kategorien auf der einen Seite, verlockt von Simplifizierung und Banalisierung auf der anderen, bleibt es leider, oder vielleicht auch zum Glück, bislang noch ungeklärt, wo Provinz eigentlich anfängt oder aufhört.